

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 281.

Samstag, 14. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

14. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Man ist leidlich unterrichtet“, antwortet Carrol höflich, doch mit so bedeutungsvollem Blick, daß Dahlskop mit peinlicher Deutlichkeit vom Gefühl gewürgt wird, daß er dem Mann nichts vormachen kann. Offenbar hat sein Besuch Carrols Vermutung über seine Lage bestätigt, in die er vielleicht durch weiß Gott welche Verrätereien und Spionierereien bereits Einblick gewonnen hat. Laufen alle Antworten Carrols nicht wohlberechnet darauf hinaus, ihn vom Aussprechen einer Bitte abzuhalten? Es hat keinen Sinn, noch lange wie die Kake um den heißen Brei zu schleichen.

„Ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen, Mister Carrol. Sie wissen ja, daß meine Verbindung mit Durnea u. Brice wegen dieses unglückseligen Scheds in die Brüche gegangen ist. Amüsant übrigens, daß D. u. B. von mir Schadenersatz fordern; wohin käme ich, wenn ich die Verluste aus Gaunereien von Hochstaplern decken sollte?“ Er lacht; es scheint ihm, als klinge es gepreßt.

Carrol schweigt, als ergebe er sich in die Tatsache, daß der Gesprächspartner ihn ohne Worte nicht verstehen will.

„Ich hatte Ihnen also den Vorschlag machen wollen, meine New Yorker Vertretung zu übernehmen, Mister Carrol; an Kreditverhandlungen laufen augenblicklich solche über hundert Millionen, die ich zu fälligen Zinszahlungen verwenden will.“

Es ist gesagt; Dahlskop lehnt sich in den Sessel zurück; sein Blick hängt in brennender Spannung am Gesicht des Bankiers.

Carrol starrt auf die grüne Schreibunterlage; seine Mienen sind verschlossen, die Brauen gespannt.

„Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie unserm Haus entgegenbringen, Mister Dahlskop. Die Zeiten sind schlecht; Bargeld ist rar; die, die es haben, suchen noch mehr zu erhalten —. Über das Geschäft kann ich allein natürlich nicht entscheiden; ich muß mit meinem Vater und den Teilhabern darüber sprechen. Es kommt ja auf Tage nicht an? Sicher nicht? Sie bleiben noch?“

„Ich möchte allerdings schnellstens nach Stockholm zurückkehren, ich habe verschiedene Generalversammlungen wahrzunehmen.“

„Gut, gut; ich werde also berichten, und dann werden wir weiter darüber sprechen. Und Sie bringen uns dann die Unterlagen mit? Daran haben Sie ja schon selbst gedacht? Ja, gewiß, natürlich. Auf Wiedersehen also.“

Mit letzter Kraft geht Dahlskop nach dem Verlassen des Hauses in guter Haltung auf den Wagen zu. Als er sitzt, ballt er die Hände und preßt sie vor die Augen. Aus, fertig; endgültig aus; er ist ein verllorener Mann. Sein Name genügt nicht mehr, wenn er Geld braucht; mit unmißverständlicher Deutlichkeit verlangt man Unterlagen von ihm, Unterlagen, die er nicht vorlegen kann. Die Bilanz, die Liljencrantz aufgestellt hatte,

ist durch die Ereignisse ja längst überholt. Es ist nicht mehr nur so, daß man in Berücksichtigung der Krisis reserviert bleibt, sondern man läßt deutlich erkennen, daß man ohne Sicherheiten kein Geld geben und womöglich zuvor noch die Qualität der Sicherheiten prüfen will.

Er hört nicht den Lärm des Broadways. Als der Wagen vor dem Hotel hält, schrickt er zusammen. Er weiß nicht, wie der Weg zurückgelegt worden ist; sein Hirn ist wie taub. Das Sehen von Menschen und Hören ihrer Stimmen erinnert ihn mit der Heftigkeit eines elektrischen Schlages daran, daß er verloren ist.

Mechanisch schreitet er auf die Drehglastür zu. Als er eintreten will, prallt er fast mit einem Mann zusammen, der das Haus zu verlassen beabsichtigt.

„Mister Dahlskop?“

„Ah — Mister Kämpfer — —?“

22.

Zweimal Carrol.

Dahlskop hat noch nicht im Wagen Platz genommen, da begibt J. P. Carrol junior sich schon zu J. P. Carrol senior. Natürlich befindet sich der Ältere nicht an Bord der Yacht auf See, sondern er sitzt in seinem Arbeitszimmer und erwartet den Sohn.

„Nun, was meinst du, Vater?“ fragt der Sohn.

Der Senior laut an einer schwarzen Zigarre.

„Ich habe am Fernhörer jedes Wort so gut verstanden, als wäre ich im Zimmer gewesen. Meinem Gefühl nach ist Dahlskop fertig.“

„Ganz meine Meinung. Liljencrantz hat also die Wahrheit berichtet. Halten wir Dahlskop durch?“

Der Vater schüttelt sofort nachdrücklich den Kopf.

„Nein, nein! Unwirtschaftlich arbeitende und auf spekulativer Grundlage aufgebaute Geschäfte darf man nicht stützen; das wäre Sünde wider den Geist der Wirtschaft. Auch müssen wir unsere Mittel beisammenhalten, damit wir beim Umschwung nach oben unserm Einfluß gebührende Geltung verschaffen können. Es wäre verfehlt, sie im Interesse eines Mannes zu verwenden, der uns bisher bekämpft und uns in Zukunft bestimmt keinen Dank wüßte; wir haben ein Bankgeschäft und kein Wohltätigkeitsunternehmen.“

„Der Zusammenbruch Dahlskops wird die Weltwirtschaft aufs neue schwer erschüttern.“

„Uns nicht; im Gegenteil.“

„Ganz meine Meinung, Vater. Wie bringen wir das Dahlskop bei?“

Der Vater lacht polternd.

„Glaubst du denn, daß er sich wieder sehen ließe, nach deiner Unterlagenforderung? — Ich nicht.“

„Allerdings glaube ich das auch nicht“, pflichtet der Jüngere bei. „Was machen wir jetzt mit dem Deutschen, mit Dr. Kämpfer?“

„Offen gestanden, seine Erfindung interessiert mich nicht mehr. Wir hatten das Patent ja nur erwerben wollen, um zu verhindern, daß Dahlskops Stellung ge-

stark wird. Nun, da Dahlstop erledigt ist, können wir die Sache fallen lassen. Wie ich schon sagte: Wir müssen uns voll und ganz darauf einstellen, daß unsere Mittel bar in unsrer Hand bleiben und vermehrt werden; wir brauchen sie, denn der Schwung nach oben wird so sicher kommen, wie der Schwung nach unten gekommen ist.

„Sehr gut, Vater; ich werde das Notwendige veranlassen.“

23.

Unverhofftes Wiedersehen.

„Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen, Mister Kämpfer“, sagt Dahlstop und reicht Hermann die Hand. „Haben Sie es eilig?“

„Nicht so sehr, Mister Dahlstop. Ich wundere mich nicht weniger, Sie hier zu treffen; Sie haben — wie ich — Geschäfte?“

„Allerdings.“ Ein Gedanke kommt Dahlstop. Vielleicht gelänge es ihm, mit Hilfe der Erfindung Kämpfers seinen Kredit zu stärken und Zeit zu gewinnen?

Sie nehmen in der Halle Platz. Hermann bietet in Gedanken Zigaretten an; selbstvergessen greift Dahlstop zu und raucht. Hermann beobachtet ihn erstaunt; ei was. Dahlstop, der Genußverächter, hat das Rauchen erlernt? Und wie sachverständig und genießerisch raucht er.

„Seit London habe ich leider nichts mehr von Ihnen gehört, Herr Doktor; ich hatte gehofft, Sie kämen auf meinen Vorschlag zurück?“

„Sie wissen, daß die Voraussetzung dazu nicht gegeben war, Mister Dahlstop.“

„Ich habe viel über Ihre Ansicht nachgedacht; ich gebe zu, daß sie mich überzeugt hat. Ich wäre bereit, die Fabrikation sofort aufzunehmen.“

„Wie schade, daß ich die Verhandlungen sofort nicht wieder aufnehmen kann. Sie können sich denken, daß ich eine so weite Reise nicht ohne Grund unternommen habe. Ich stehe mit einem bedeutenden hiesigen Bankhaus in Unterhandlungen; offen gestanden: Ich habe das Gefühl, daß die Sache so aussichtslos ist, daß es ein Fehler wäre, wenn ich sie durch anderweitige Verhandlungen gefährden würde.“

Dahlstop raucht in tiefen Zügen und schweigt lange. Es bleibt ihm nichts, aber auch nichts erspart; für jeden Fehler muß er büßen. Es hat keinen Sinn, die Schuld bei andern oder beim Schicksal oder bei der Wirtschaftskrise zu suchen. Die Carrols und viele andere behaupten sich ja auch. Sie waren auf der Hut und haben kleine Fehler gemacht. Zorn und Haß gegen sich selbst glühen in ihm auf und drücken sich so deutlich in seinen Mienen aus, daß Hermann betroffen die Verzerrtheit seines Gesichtes wahrnimmt.

„Meine Nerven lassen mich in letzter Zeit manchmal im Stich. Sie wissen ja“, sagt er entschuldigend.

„Haben Sie denn noch immer nicht ausgepannt?“ Er schüttelt den Kopf.

„Ich hatte noch keine Zeit dazu.“

„Und wie geht es Ihnen jetzt?“

„Danke, Herr Doktor. Wenn ich gut sagte, würde ich lügen. Die Anfälle in der Art wie in London sind inzwischen leider mehrmals zurückgekehrt; merkwürdigerweise dauert der zweite Zustand von Fall zu Fall länger.“

„Und Sie haben noch immer keinen tüchtigen Nervenarzt zu Rate gezogen?“

„Ich hatte das für New York vor, bin jedoch noch nicht dazu gekommen.“ Als bedrückt es ihn, über sein Leiden zu sprechen, lenkt er ab.

„Ich habe eine Überraschung für Sie, Mister Kämpfer. Ihre Base, Miß Bidermann, ist hier.“

„Ah — —?“ Anna ist hier, in New York? Wieder fühlt Hermann den fast körperlichen Schmerz, als ginge ein Stich durch das Herz.

„Soll ich sie herunterbitten lassen?“ fragt Dahlstop unbefangen.

Vor Erregung schlägt Hermanns Herz so schnell, als hätte er einen langen Lauf hinter sich. Annas Bild er-

scheint vor seinem geistigen Auge. Sekundenlang kämpft er um seine Ruhe, seine Sicherheit und seine Mannheit. Ohne Zweifel ist Anna Dahlstop's Geliebte geworden. Nein, dies Zusammentreffen ist unmöglich. Es wäre nicht zu ertragen, wenn er Anna als Dahlstop's Freundin wiedersehen müßte. Wenn er sich auch damals, als sie ihn verließ, seiner Neigung noch nicht bewußt war, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß sie ihn verlassen hat und zu Dahlstop übergegangen ist. Er schüttelt den Kopf.

„Ich danke Ihnen, Mister Dahlstop. Ich muß in einer Viertelstunde in der Wallstreet sein. Empfehlen Sie mich bitte meiner Base; ich hoffe, daß es ihr gut geht.“

Dahlstop blickt ihn bestrebt und verständnislos an.

„Und heute abend?“

„Ich bedaure sehr; ich reise sogleich weiter.“

Dahlstop zuckt die Achseln. Wohin die Reise geht, wird er nicht fragen. So hell ist er, daß er merkt, daß Kämpfer seiner Base nicht begegnen will. Er trägt ihr wohl noch den Stellungswechsel nach. Er hat einen harten Kopf, der Mann, das hat er schon öfter feststellen müssen.

„Auf Wiedersehen also, Mister Kämpfer. Und denken Sie über das Besprochene nach.“

„Gut, und leben Sie wohl, Mister Dahlstop.“

24.

Eine Enttäuschung.

Auf der Fahrt zum Banthaus J. P. Carrol ist Hermann niedergedrückt. Anna wird natürlich von seiner Anwesenheit erfahren; was wird sie denken? Er konnte ihr diese Gedanken nicht ersparen. So bitteres kann sie gar nicht denken, wie er damals in London denken mußte. Vielleicht wird sie auch nur die Achseln zucken. Seinem Gefühl nach konnte er sich nicht anders verhalten.

Schade, daß ihm die Stimmung zum Besuch bei den Carrols verdorben worden ist. Die lebenswürdige Einladung läßt ihn das beste hoffen. J. P. Carrol junior empfängt ihn. Als Hermann ihm gegenübertritt, stellt sich sofort ein Gefühl der Enttäuschung bei ihm ein; nach dem Inhalt und der Form der Briefe hätte er eine solch trodene Geschäftsmäßigkeit nicht erwartet. Er beruhigt sich; dies leberne Wesen soll amerikanische Eigenart, insbesondere von Geldleuten sein.

„Zeit ist Geld“, sagt Mister Carrol. „Ich fasse mich daher kurz. Wir bedauern sehr, daß seit unserm Briefwechsel wichtige Ereignisse geschehen sind, die uns zwingen, von der Erwerbung des Patents abzusehen.“

Hermann erblaßt; das hätte er nicht erwartet. Er erhebt sich und bleibt steif stehen.

„Die Krisis — —“ will Carrol fortfahren.

Hermann unterbricht ihn:

„— hatte vor vierzehn Tagen das gleiche unfreundliche Gesicht, das sie heute hat.“

Carrol macht eine verbindliche Handbewegung.

„Behalten Sie doch Platz, bitte, Mister Kämpfer. Es täte uns leid, wenn Sie verstimmt wären. Es handelt sich doch um ein Geschäft, das bis heute offen war; entgegenkommender Weise sind wir bereit, Ihnen die Reisekosten und vielleicht entgangenen Verdienst zu ersetzen.“

Hermann wehrt ab; dieser amerikanische Geschäftsmann hat eine aufreizend nüchterne Art zu verhandeln. Am liebsten würde er ihm sagen, wie er darüber denkt, daß die Verhandlungen bis zum Abschluß getrieben worden sind und nun abgesprungen wird. Da das alles keinen Sinn mehr hat, schickt er sich an, sich zu verabschieden.

„Ich habe keinen Verlust erlitten, Mister Carrol, da ich hier einen Geschäftsfreund traf, der sich sofort von neuem für meine Erfindung interessiert hat; ich werde eben mit ihm abschließen.“

(Fortsetzung folgt.)

Annemarie macht Ordnung.

Von Serena Flohr.

Annemarie will endlich einmal in ihren Kasten und Laden tüchtig aufräumen. Was sammelt sich im Laufe der Zeit nicht alles an, eine Menge Zeug, das mitunter, wenn man es gerade eilig hatte, rasch irgendwo hineingestopft worden war und das man dann vergessen hatte. Diese überflüssigen Dinge sollen heute alle ans Tageslicht kommen, sollen durchgesehen werden und Annemarie will sich nach Möglichkeit ihrer entledigen.

Also wo anfangen? — Am besten beim Schreibtisch mit seinen vielen Laden, — die größte Arbeit zuerst anpacken! Sie zieht eine Lade nach der anderen heraus, stapelt der besseren Übersicht wegen deren Inhalt auf dem Teppich am Fußboden auf, setzt sich selbst dazu und vertieft sich in die Arbeit.

Als Robert gegen Abend heimkommt, blickt er verdutzt auf seine am Boden hockende Frau.

„Was in aller Welt treibst du denn da?“ fragt er neugierig. Annemarie hebt flüchtig den Kopf.

„Ich mache Ordnung, wie du sehen kannst!“ erwidert sie kurz. Robert betrachtet ohne rechtes Verständnis, aber schweigend, das Ruherbunt auf dem Teppich.

„Ach, Roby!“ sagt nach einer Weile Annemarie mit einer ganz leisen, verträumten Stimme, „da sind die Tanzspenden von meinen ersten Bällen, und hier habe ich Briefe gefunden, die mir ein Gymnasiast einst geschrieben hat. Er liebte mich so schrecklich und wollte mich entführen, — da steht alles ganz genau, wie es gemacht werden sollte. Aber es wurde dann nichts daraus, — ich glaube, seine Eltern sind drauß gekommen, daß er meinetwegen öfter die Schule schwänzte und haben ihn in ein Institut gesteckt. Ich habe nie mehr von ihm gehört, — eigentlich schade! Als ich jetzt die Briefe durchlas, erinnerte ich mich lebhaft wieder an ihn, — er war ein so hübscher Kerl!“

Sie läßt die Hand mit dem Bogen sinken und starrt vor sich hin. Dann greift sie nach einem kleinen, in helles Leder gebundenen Büchlehen und blättert darin.

„Da sind Verse hineingeschrieben, die meine liebste Schulfreundin gedichtet hat. Sie war ein sehr zartes, schwächliches Ding und ist während der Schulzeit an einer Erkältung gestorben, die Arme! Ich bin heute noch überzeugt, hätte sie am Leben bleiben können, sie wäre eine berühmte Dichterin geworden.“

Annemarie fährt sich mit der Hand über die Augen und Robert wagt kein Wort des Zweifels an dem Talent der Frühverstorbenen. Es ist ganz still im Zimmer, man hört nur das Rascheln der Papiere, in denen Annemarie framt, bis sie plötzlich ganz unerwartet auslacht.

„Nein, Roby, das mußt du ansehen, dieses alte Modeheft! Einfach greulich, wie man sich damals anziehen mußte. Was würdest du sagen, wenn ich heute ein solches Kleid trüge und einen solchen Hut aufsetzte? Gingst du mit mir auf die Straße?“

Dabei hält sie Robert die vergilbte Modezeitung hin, die sie ihre Feitertzeit wiederfinden ließ. Robert beteuert, daß er mit einer so lächerlich gekleideten Frau keinen Schritt ausginge und will dann wissen, ob Annemarie mit dem Ordnungsmachen bald fertig sei. Doch da kommt er schlecht an.

„Was fällt dir ein, Robert!“ wehrt sie gereizt ab. „Siehst du denn nicht, wieviel um mich herumliegt?“

„Weshalb hast du denn mit dieser Arbeit nicht früher angefangen?“ fragt er harmlos.

„Ich habe gleich nach deinem Weggehen, also um drei Uhr mit dem Aufräumen des Schreibtisches begonnen —“

— und jetzt ist es halb sieben Uhr vorbei!“ vollendet Robert ihren angefangenen Satz. „Was hast du eigentlich dreieinhalb Stunden lang mit dem Zeug getrieben?“

Annemarie setzt eine abweisende Miene auf und in ihrer Stimme grollt es dumpf, als sie erklärt, ein Mann hätte nicht das geringste Verständnis für Gefühle.

„Glaubst du, ich kann all diese Erinnerungen und so viele Gedentzeichen ganz ohne weiteres im Bausch und Bogen in den Papierkorb werfen? Ich muß doch Stück um Stück durchsehen. Bei jedem Blatt, bei jedem Bogen, bei jedem Brief lebe ich ja einen Teil meines Lebens wieder durch, fast bei jedem spricht auch mein Herz mit.“

„So, — hm —!“ macht Robert und zündet sich eine Zigarette an, „ja, dann verzeih, — aber ich dachte, du wolltest nur Ordnung machen, wie du früher sagtest.“

„Ach, — du, — mach dich nur lustig über meine tiefsten Empfindungen, wenn es dir Vergnügen macht.“ Annemarie schluchzt es fast. — Robert schaut auf seine Uhr.

„Wann werden wir heute zu Abend essen können?“ fragt er dann sachlich.

„Du kannst essen, wann du willst. Bitte, sage Lina Bescheid! Ich muß hier erst fertigmachen.“

Annemarie sagt dies sehr bestimmt und sehr ruhig. „Schade!“ meint Robert und steht von seinem Stuhle auf. „Es ist heut' ein so schöner, warmer Abend, da wollte ich dir den Vorschlag machen, irgendwo draußen, in einem Gartenrestaurant, zu essen. Aber du hast ja leider keine Zeit, also müssen wir es lassen.“

„Wie, — was —?“ ruft Annemarie da mit heller, jäh umgewandelter Stimme. „Du meinst —? — Aber natürlich hab' ich Zeit!“

Sie springt vom Boden auf, packt Briefe, Büchlehen, die Kalender, Ansichtskarten, Modehefte, Kataloge zusammen und beginnt in größter Hast und Eile das ganze Zeug wahllos wieder in den Schreibtisch zu stopfen. Dann schiebt sie die Laden rasch zu und dreht sich zu Robert herum.

„In zwanzig Minuten bin ich fit und fertig zum Fortgehen, Roby, Liebling, denke währenddessen nach, wo wir essen werden!“

Sie lacht ihm fröhlich ins Gesicht und läuft aus dem Zimmer.

Die Rechnung.

Ein Stüchgen vom berühmten Schauspieler Ludwig Devrient, erzählt von Hans Gassen.

Im alten Berlin ging es gemütlich zu.

Und dort ereignete sich auch einmal die lustige Geschichte, in deren Mittelpunkt der berühmte Schauspieler Ludwig Devrient steht.

Dieses echte Künstlerblut, dieser dämonische Mann mit dem unwiderstehlichen Blick, von dem wir eine Ahnung erhalten, wenn wir Hildebrandts Bild auf uns wirken lassen, verkehrte viel in der Weinstube von Lutter und Wegner, wo er mit seinem Freunde E. T. A. Hoffmann am Tische saß und den lederen Dingen nicht abhold war, die der Wirt, Herr J. C. Lutter, oft persönlich vor die berühmten Gäste hinstellte: Frische Austern, geräucherte Gänsebrust aus dem Pommerschen, Krammetsvögel . . .

Und dazu auserlesene Weine und oft auch perlenden Champagner.

Das ging so Wochen und Monate lang.

Eines Mittags aber, als wieder die köstlichsten Speisen das Entzücken der Freunde gebildet hatten, erschien Herr Lutter, erkundigte sich freundlich nach dem Befinden des königlichen Schauspielers, Herrn Ludwig Devrient, und nach dem des preußischen Kammergerichtsrats, Herrn Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Dann aber zog der Herr Weinstubenbesitzer ein weißes Papier aus der Brusttasche, entfaltete es und ließ es in erschrecklicher Länge vor Devrient und Hoffmann herabwehen.

Die Rechnung für alle genossenen Kostbarkeiten, die für einen ewig von Schulden bedrückten Schauspieler niemals erschwänglich war.

Devrient betrachtete abwechselnd das Papier, dann Herrn Lutter und sagte kein Wort.

Einen Augenblick später erhob er sich stolz, griff nach seinem Hut und ging hinaus, gefolgt von Hoffmann.

Am Abend blieb die Tafelrunde der Freunde leer, und die zahlreichen Fremden, die gekommen waren, um die berühmten Leute zu sehen, verließen enttäuscht die Weinstube.

So geschah es von nun an alle Tage, und Herr Lutter war verzweifelt, denn lange konnte er diesen Ausfall nicht durchhalten.

Die Austern und Hummern verdarben, die Gänsebrüste trodneten ein.

Es war furchtbar . . .

Und Devrient?

Und E. T. A. Hoffmann?

Sie schritten, wie Helden, an der Weinstube Lutter und Wegner vorüber und betraten an der Ecke der Mohrenstraße eine andere Weinstube, wo sie Lutters bedeutendster Nebenbuhler, Herr Schonert, mit einem tiefen Büßling empfing.

So geschah es von nun an alle Tage . . . bis . . . bis eines Mittags Herr Lutter, nachdem er sich wieder einmal von der völligen Leere seiner Weinstube überzeugt und verzweifelt die Hände gerungen hatte, sich aufmachte und den Canossagang zur Konkurrenz antrat.

Vor den leedersten Dingen der Jahreszeit saßen Devrient und Hoffmann, als Lutter bei Schonert eintrat.

Er schritt zum Tisch der beiden hin, verbeugte sich und zog die Rechnung aus der Brusttasche.

Devrients Stirn umwölkte sich, um aber sogleich sich wieder zu erheben, als Herr Lutter das Papier in hundert kleine Stücke zerriß, die wie windgetriebene Floden durch die Stube wirbelten.

In diesem Abend saßen Devrient und Hoffmann wieder bei Lutter und Wegner und feierten ihren unbestrittenen Sieg.

Ich und der Mägel.

Von Käthe Kruse.

Der Mägel ist der Letzte und darum der Beste. Darüber ist sich die Familie einig. Streift entsteht nur um das Darum. Mutti behauptet sowieso, und die anderen sagen: eben nicht und nur darum. Und man behandelt Mutti dabei, als ob sie etwas schwachjinnig wäre.

Dem Mägel ist das wurst, ob sowieso oder darum. Er ist großzügig. Er lebt seelenruhig in Muttis Liebe.

Oft ist er monatelang allein mit ihr. Das ist herrlich. Er bringt ihr alles heim, was er erlebt und denkt, und sie spricht auch recht offen mit ihm. Respekt hat sie sich Zeit ihres Lebens nicht viel zu verschaffen gewußt. Nur Menschen mit vorzüglichem Charakter können viele Liebe vertragen, und Mutti kann also nur hoffen, daß Mägel recht viel Charakter mitbekommen hat und eben einfach nicht zu verderben ist.

Mit ganz richtigem Instinkt fängt er denn auch bereits an, sich eine raue Schulkohle anzugewöhnen. Beispiel: er soll sich heute schon mal abends waschen, morgen früh ist keine Zeit. Riesengroßer Protest mit unzähligen Gegengründen. Der unselige Bod scheint im Anzuge. Mutti schweigt. Der Sturm ebbt ab. Mägel knurrt, Mägel wächelt sich. Mutti schreibt Briefe. Mägel: „Na, wenn du wieder gut sein willst, kannst du mir ja immerhin einen Kuß geben!“ Das tut Mutti sehr gern. „Bohin?“ fragt sie und löst sich von ihren Briefen. „Na, hierher zum Beispiel!“ sagt Mägel und redt sein eben eingeseiftes mageres Hälschen. Gedankenvoll küßt es die Mutti. Springt Mägel zurück, und die Augen funkeln vor Lust und Empörung: „Du bist doch aber die unvernünftigste Frau unter der Sonne! Wenn nun das die Geschwister wieder gesehen hätten! Man hat wirklich Sorgen mit dir!“

Das klingt für Mutti, als ob's der Vater gesagt hätte, von dem's Mägel doch gar nicht gehört haben kann. Sie ist glücklich. Sie fühlt sich erneut verheiratet.

Mägel schwärmt von Karl Man, Mutti für Goethe. Sie werfen sich gegenseitig Zitate ihrer Lieblinge an den Kopf und verpöten sich. Aber abends wird Mägel gern nachgiebig. „Na, nu komm' schon her mit deinem Goethe!“ ruft er ihr zu, die nachdenklich eben an gar nichts denkend den Tisch abräumt, „eher bist du ja doch nicht glücklich!“ In solcher Stimmung kann sie ihm alles nahebringen.

Von diesen vertrauten Schwingungen zwischen diesen beiden wissen die anderen wenig, das ist privat. Und wenn sie in den Ferien heimkommen, haben sie allerhand Gründe, die Köpfe zu schütteln.

„Mutti“, sagt Jodel (das ist der ganz Lange mit der Brille), als sie bei Tische sitzen, zum erstenmal wieder alle zusammen, und Mägel seinen Platz neben Mutti auch heute natürlich behauptet, was Mutti leider nicht einmal gerügt hat, also: „Mutti“, sagt er, „das kann man schon gar nicht mehr mit ansehen, wie du mit dem zärtlich bist. Du verwohnt ihn wirklich schrecklich. Und übrigens ist ihm das auch garnicht mal angenehm!“

„Was?“ sagt Mutti, mit einem Gewissensstich im Herzen. „Ist dir das unangenehm, mein Herz, wenn ich zärtlich zu dir bin?“

Wirft Mägel einen fragenden Blick ringsum in die Geschwistergesichter und gesteht (oder lügt) schüchtern: „Na, ein bißchen schon — —“

So, denkt Mutti, und wird ganz still, — ist das auch vorbei. —

Schweigendes Mahl. Was nützt es schon, daß die Geschwister wieder alle auf Muttis Seite sind und Jochen stumm und herzlich zu verstehen geben, daß er ein ausgeglichter Idiot sei. Ein letzter schöner Lebensabschnitt ging vorüber. Kein Baby mehr. . .

Mägel ist diese Situation schrecklich! Er rutscht auf seinem Kissen hin und her. Er will schon gern vor Jochen den starken Mann spielen, aber Mutti doch beileibe nicht betrüben. . .

Endlich ist's vorüber, die Kinder stehen auf, gehen raus, als letzter Jodel.

Und kaum ist er draußen, so legt Mägel seine rissige kleine Zungenspitze vor Muttis Teller, sieht sie strahlend an und ruft:

„Na! — — — Nu kannst du wieder!“

Das ist der Mägel.

Der vorsorgliche Franz Joseph.

Der Komiker Alexander Girardi pflegte nicht nur beruflich das Publikum mit seinem Humor zu ergötzen, sondern liebte es auch, seine Gabe in den Dienst seines rein persönlichen Vergnügens zu stellen und seine Mitmenschen in allerdings meist harmloser Weise aufzuziehen. Da er ein berühmter Mann war, wurde er natürlich auch von den Reportern bedrängt, deren Beruf es ja mit sich bringt, bekannten Zeitgenossen die Seele aus dem Leibe zu fragen. Warum sollten sie bei Girardi eine Ausnahme machen, zumal seine Antworten fast stets von seinem köstlichen Humor durchweht waren? Einmal wollte so ein Zeitungsmann, der noch am Anfang seiner Laufbahn stand und den Komiker von seiner ersten Seite zu nehmen gedachte, wissen, welches dessen größtes Erlebnis gewesen wäre. Girardi überlegte nur ein paar Sekunden. „Mein größtes Erlebnis“, hub er an, „das hatte ich, als ich dem Kaiser Franz Joseph das Leben rettete. Was eigentlich noch tieferen Eindruck auf mich machte als die Tat selbst, ist die Vorsorglichkeit des alten Herren, die auch bei jener Gelegenheit wieder in geradezu verblüffender Weise in Erscheinung trat.“ Der Reporter spitzte die Ohren; das wurde ja ein Hauptschlag. „Also“, fuhr Girardi fort, „ich fuhr mit meinem Rad auf der Chaussee von Jäh nach Gossers. Da kommt eine Hofkutsche, in der ich schon von weitem den Kaiser erkenne, mir in schlanter Trab entgegen. Ich steige vom Rade, um Seiner Majestät meinen Gruß in gehöriger Form darzubieten. Da scheuen die Pferde und brechen nach links aus. Ich stürze darauf zu, fälle ihnen in die Zügel und bringe sie im Graben, gerade noch, ehe ihnen der Wagen folgte, zum Stehen. Dann lassen sie sich, völlig beruhigt, wieder auf die Straße zurückführen. — Der Kaiser zeigte im Gegensatz zu dem ganz bleich gewordenen Kutscher und seiner aufgeregten Begleitung keinerlei Spur von Erschrecken oder Unruhe. Er winkte mich, der ich bescheiden zur Seite getreten war, an den Schlag, reichte mir die Hand und sagte mir einige wirklich herzliche Worte des Dankes. Schon wollte ich etwas stammeln wie „Kleinigkeit, hat nichts zu sagen“ oder so — wie verfehlt derartige Ausdrücke sind, wenn der Kaiser von Österreich-Ungarn aus Lebensgefahr errettet wird, kam mir nicht gleich zum Bewußtsein —, da geschah das Großartige, das geradezu Unglaubliche. Franz Joseph sagte ein paar Worte zu seinem Adjutanten, der reichte ihm aus einer kleinen Lebertasche ein Kästchen, das mir der Kaiser übergab. Noch ein Wort des Abschiedes, und schon zogen die Pferde an. Als ich das Kästchen öffnete, fand ich eine kostbare goldene Uhr und in ihrem Dedel die Widmung: „Seinem Lebensretter Alexander Girardi in tiefer Dankbarkeit. Franz Joseph.“ Hat man so etwas von Vorsorglichkeit je erlebt? — Der Reporter wunderte sich sehr, daß sein Chefredakteur es ablehnte, diesen Schlag aus der Unterredung mit Girardi zu bringen.

Welt u. Wissen

* Neue Untersuchungen über das Schlafbedürfnis des Menschen. Das vor etwa neun Jahren an der amerikanischen Gollgate-Universität eingerichtete Institut für Schlaforschung berichtet jetzt über die Forschungsergebnisse dieser Zeit. Kurzschlaf führt unter allen Umständen zu einer Minderung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit, zu einer Verlangsamung der Reaktionsfähigkeit und zu einem Nachlassen der Konzentration. Übermüdung und Kurzschlaf machen nervös, reizbar und vergeßlich. Am empfindlichsten werden Personen in der Mitte der dreißiger Jahre durch ungenügenden Schlaf getroffen. Ein großer Teil der heutigen Nervosität erscheint als eine Auswirkung dauernden Mangels an Schlaf, da der größte Teil der modernen Menschheit weniger schläft, als es die berufliche Tätigkeit erfordert. Bisher ist es nicht möglich gewesen, eine bestimmte Norm für die Schlafdauer des Menschen anzugeben. Entscheidend ist nämlich der Erholungswert, das heißt der Grad körperlicher Entspannung im Schlaf. In Beziehung auf den Erholungswert wurde festgestellt, daß körperliche Tätigkeit das Einschlafen erschwert, dagegen geistige Beschäftigung das Einschlafen erleichtert. Als hauptsächlichster Feind des erholungreichen Schlafes wird der Lärm bezeichnet, selbst das leiseste Geräusch drückt die Qualität des Schlafes herab und bringt die körperliche Spannung fast auf den Punkt des Erwachens. Auch die scheinbarste Gewöhnung an Lärm wie etwa an regelmäßig vorüberfahrende Züge beeinträchtigt den Erholungswert. Fast ebenso störend ist Licht und die Qualität des Schlafes leidet sogar unter dem Licht von Scheinwerfern eines vorüberfahrenden Autos, das von der Decke zurückgeworfen wird.